



---

Gisela Jacobasch (MLS)

## Rückblick auf 85 Lebensjahre

*Gedanken nach der Laudatio von Johann Gross und dem Vortrag von Detlev H. Krüger in der Klasse für Naturwissenschaften und Technikwissenschaften am 12. März 2020*

Veröffentlicht: 4. Juni 2020

---

Über das Festkolloquium zu meinem 85. Geburtstag habe ich mich sehr gefreut und danke herzlich allen Kollegen der Leibniz-Sozietät, die an der Vorbereitung und Mitwirkung beteiligt waren. Die Vorträge meiner langjährigen Freunde Prof. Johann Gross und Prof. Detlev H. Krüger haben mich sehr berührt.

Johann Gross kam 1950 im Rahmen der Familienzusammenführung als Umsiedler in die DDR und fand über die Arbeiter- und Bauern-Fakultät (ABF), wie viele Intellektuelle seines Alters in der DDR, Zugang zum Medizinstudium. Kennengelernt haben wir uns im Institut für Physiologische Chemie. Danach hielt Frau Prof. Inge Rapoport (später Mitglied der Stiftung der Freunde der Leibniz-Sozietät) die Verbindung zwischen uns aufrecht. Sie führte als Praktikantin im Institut ihres Ehemannes experimentelle Arbeiten zum Magnesiummangel für ihre Habilitationsarbeit durch. Dabei lernte ich sie kennen. Später schlug sie mir eine Zusammenarbeit vor. Folgende wichtige Erkenntnisse resultierten aus unserer gemeinsamen Arbeit:

1. Magnesiummangel bewirkt nicht nur eine Hemmung, sondern auch eine Verringerung der Expression der Hexokinase (Kontrollenzym der Glykolyse).

2. Patienten mit Phosphat-Diabetes zeigen eine Abnahme der Hexokinase-Aktivität in roten Blutzellen. Dieser Befund erwies sich als ein sehr geeigneter Parameter in der Therapie, denn erst bei einer Normalisierung der Hexokinase-Aktivität war die Therapie optimal eingestellt.

3. Untersuchungen zum Verhalten von Adenin-Nukleotiden im Blut von jungen Patienten mit angeborenen aplastischen Anämien führten zur Entdeckung eines bis dahin unbekanntem Kontrollmechanismus der Erythropoese, der durch Adenosin zustande kommt.

Danach konnte Frau Prof. Rapoport eine eigene Forschungsabteilung in der Kinderklinik eröffnen, deren Leitung Johann Gross übernahm. Seine Forschungsarbeit betraf nun Themen der Neonatologie. In der Leibniz-Sozietät fanden wir wieder zusammen und schrieben gemeinsam zum 100. Geburtstag von Inge und Mitja Rapoport das Buch „Flavonoide – ein Geschenk der Pflanzen“ [1].

Detlev H. Krüger ist ein Vertreter der ersten Nachkriegsgeneration in der DDR. Er zählte zu den wenigen Medizinstudenten, die an der Medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität ein Forschungsstudium durchführen konnten. Die Vorbedingung dafür war ein sehr guter Abschluss des Physikums. Das erreichte er und bewarb sich für ein Forschungsstudium mit dem Schwerpunkt Virologie. Betreut wurde er von Prof. Hans Rosenthal, dem damaligen Direktor des Institutes für Virologie. Unter der Leitung seiner Ehefrau, Prof. Sinaida Rosenthal, entstand 1972 am Zentralinstitut für Molekularbiologie an der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin-Buch der Bereich Bioregulation. Hier baute Sinaida Rosenthal zusammen mit ihren Mitarbeitern die Molekularbiologie auf. Zu den fünf Abteilungen dieses Bereichs zählte auch eine Abteilung Virologie. Ich vermute, dass durch diese Verbindung Detlev H. Krüger auch früh die Bedeutung der Molekularbiologie für die Virologie erkannte und zielgerichtet entwickelte. Auf Grund seiner erfolgreichen Forschungsarbeit wurde er zum Nachfolger von Prof. Rosenthal berufen. Viele Steine hatte er nach der Wende aus dem Weg zu räumen, bevor er das moderne, molekularbiologisch ausgerichtete Institut für Virologie vor wenigen Jahren an seinen Nachfolger übergeben konnte.

Bei einem Rückblick auf 85 Lebensjahre brechen natürlich auch bei mir am 75. Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, die den 2. Weltkrieg beendete, Erinnerungen aus meiner

Kindheit auf, die ich nie voll verarbeitet habe. Viele Menschen waren von Leid und Zerstörungen betroffen. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Kernspaltung wurden zum Bau von Kernwaffen missbraucht. Ende des Krieges geschah das Unvorstellbare: der Abwurf der ersten Atombomben auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki. Die meisten Überlebenden des 2. Weltkrieges hatten nur noch den Wunsch, nie wieder Krieg und Faschismus. Aber schon wenige Jahre danach zeichnete sich erneut die enge Verflechtung von Politik, Wirtschaft und Naturwissenschaften einschließlich der Medizin ab, die den Forschern den Einfluss auf das von ihnen geschaffene wissenschaftliche Potenzial weitgehend entzog. Zwar wurden zahlreiche internationale Aktivitäten zur Ächtung der Atombomben ergriffen, aber zu ihrem weltweiten Verbot kam es nicht. Die international bekannten Kardiologen Bernard Lown (USA) und Jewgenij Tschasow (Russland) demonstrierten überzeugend im Rahmen der internationalen Vereinigung „Physicians for the Prevention of Nuclear War“ (IPPNW) die Folgen eines Atomkrieges, durch den das Leben auf der Erde weitgehend ausgelöscht würde. Aber auch die Vergabe des Friedensnobelpreises an die IPPNW 1985 verminderte nicht die Gefahr eines Krieges mit Kernwaffen. Nicht einmal die in Deutschland lagernden amerikanischen Kernwaffen wurden entfernt, sondern vor kurzer Zeit sogar modernisiert. Jede einzelne derartige Waffe verfügt jetzt über die 16-fache Sprengkraft der Hiroshima-Bombe. Die Leichtfertigkeit, mit der Politiker Kriege auslösen oder sich an ihnen beteiligen, anstatt sich in diplomatischen Verhandlungen intensiv zur Überwindung von Konflikten einzusetzen, erschüttert mich jedes Mal aufs Neue.

1954 nahm ich mein Studium an der Medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität auf. Im 2. Studienjahr wurde mein weiterer beruflicher Weg durch die Biochemie-Vorlesungen von Prof. Mitja Rapoport beeinflusst, Seine Gabe, ein modernes Bild von den Naturwissenschaften zu vermitteln, fesselte mich. Nach dem Physikum bewarb ich mich deshalb bei ihm um eine Stelle als Hilfsassistentin und fragte ihn später, ob ich mich nach einem guten Staatsexamen bei ihm zu einer Facharztausbildung bewerben könne. Er stimmte zu meiner großen Freude zu und hielt Wort. So begann ich 1960 meine Tätigkeit als wissenschaftliche Assistentin im neu erbauten Institut für Physiologische Chemie in der Hessischen Straße 3-4, einem Ort mit langer Tradition berühmter Forscher auf dem Gebiet der Biochemie und Klinischen Chemie [2]. Ich war übergücklich, denn ein schöneres Berufsleben und einen besseren Hochschullehrer hätte ich mir nicht wünschen können. Aus der erfolgreichen Zusammenarbeit mit Inge und Mitja Rapoport wurde eine lebenslange Freundschaft. Als erster Kandidat erwarb ich den Titel Facharzt für Physiologische Chemie und als erste Frau erhielt ich den Rudolf-Virchow-Preis für meine Arbeiten auf dem Gebiet der Pyruvatkinase-Enzymopathien [3]. Parallel dazu charakterisierte ich auch eine Vielzahl von Glukose-6-phosphatdehydrogenases-Defekten. Diese Arbeiten erbrachten neue Erkenntnisse, da die betroffenen Patienten nicht dieselben Mutationen aufwiesen. Deshalb unterschieden sie sich in der Schwere der Erkrankungen. Die Befunde waren von großer Wichtigkeit für die Therapie, die Berufsberatung und Empfehlungen zur Behandlung der zu erwartenden sekundären Schäden, die sich aus der Entwicklung einer Hämochromatose ableiten. Eine entscheidende Grundlage bildeten dafür die von uns erarbeiteten mathematischen Modelle. An vielen dieser Arbeiten waren nicht nur Kolleginnen und Kollegen des Institutes und des Auslandes beteiligt, sondern auch zahlreiche Doktoranden und Diplomanden. In meinem Berufsleben habe ich mehr als 125 Doktoranden und Diplomanden betreut. Danksagen möchte ich an dieser Stelle meiner langjährigen fleißigen MTA, Frau Christa Gerth. In vertrauensvoller Zusammenarbeit konnten wir Vieles erreichen.

Prof. Mitja Rapoport übertrug mir schon in relativ jungen Jahren mehrere Leitungsfunktionen im Institut, in Leitungsgremien der Medizinischen und Biowissenschaftlichen Fakultät, in der der Universität, in der Gruppe Biologie des Forschungsrates der DDR sowie in den Gesellschaften für Biochemie und Experimentelle Medizin. Auch bei der Ausrichtung von Kongressen arbeiteten wir zusammen. Das verstärkte unsere vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Während des Studiums lernte ich meinen Mann, Karl-Heinz Jacobasch, kennen. Als er sein Medizinstudium abschloss und für zwei Jahre in die Pharmakologie zu Prof. Friedrich Jung ging, um seine Promotionsarbeit abzuschließen, heirateten wir. Ich hatte noch ein Studienjahr vor mir. Seine Facharztausbildung für Innere Medizin führte ihn nach Berlin-Buch. Danach wechselte er an die Robert-Rössle-Geschwulstklinik. Dort übernahm er die Leitung der Endoskopie-Abteilung. Nach seiner Habilitation wurde er zum Professor berufen.

1970 schloss ich meine Habilitation an der Biowissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität ab und wurde im gleichen Jahr zur Hochschuldozentin berufen. Im darauffolgenden Jahr wurde unsere Tochter Danuta geboren. Sie brachte viel Freude in unser Leben. Da ich erst fünf Monate nach ihrer Geburt meine Tätigkeit im Institut wieder aufnahm, führte Prof. Mitja Rapoport die Dienstbesprechungen bei mir zu Hause durch und trug meine vorbereiteten Vorträge auf dem Erythrozyten-Symposium in Berlin vor. Natürlich sparte er als Vater von vier Kindern auch nicht mit Vorschlägen zur richtigen Säuglingspflege. Dazu zählte u.a. der Verschluss der Windel mit einer großen Sicherheitsnadel. Zu diesem Vorschlag konnte ich mich allerdings nicht durchringen.

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion zeichneten sich auch gravierende politische Veränderungen in beiden deutschen Staaten ab. Zur Vorbereitung von Verhandlungen auf Regierungsebene erhielt ich den Auftrag, in einer Kommission des Forschungsrates mitzuwirken, die eine Konzeption zur möglichen Nutzung der vorhandenen Forschungspotenziale erarbeitete. Sie enthielt auch Vorschläge zur Veränderung von Forschungsschwerpunkten im Osten und im Westen Deutschlands. Dieser Konzeption lag eine gründliche Analyse zugrunde. Sie wurde dem Minister für Forschung und Technik übergeben, wurde aber von den späteren Verhandlungsführern nicht zur Kenntnis genommen, ebenso wenig wie die Vorschläge des französischen Präsidenten und die vieler westdeutscher Intellektueller, wie z.B. von Günter Grass, zur schrittweisen wirtschaftlichen Annäherung. Die Art und Weise, wie sich die BRD anstatt zu einer Wiedervereinigung zu einem Anschluss der DDR entschied, der den Bürgern der DDR sehr viele ihrer Rechte nahm und eine hohe Arbeitslosigkeit bewusst akzeptierte, führte zu einer Entsolidarisierung. Auch 30 Jahre nach dem Anschluss ist eine Wiedervereinigung in vielen Bereichen noch nicht gelungen. Wahrscheinlich ist sie nur zu erreichen, wenn Menschen in unserem Land den Weg zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit finden.

Das sind Erfahrungen, die ich aus meiner langjährigen Mitgliedschaft in der Leibniz-Sozietät ziehe. Ihre Gründungsmitglieder suchten nach der Abwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR nach einer Alternative für den gemeinsamen wissenschaftlichen Gedankenaustausch und eine interdisziplinäre Zusammenarbeit. Der Beginn war nicht einfach, und auch heute sind noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Unter der straffen Leitung des ersten Präsidenten, Prof. Mitja Rapoport, wurde aber ein Anfang geschafft; d.h. es wurden eine Struktur und ein Statut erarbeitet sowie die Nutzung von Räumen zur Durchführung von Veranstaltungen und Beratungen im Zentrum der Stadt durchgesetzt. Natürlich war für die meisten Professoren die Arbeit ohne ein Sekretariat ungewohnt und belastend. Prof. Werner Scheler überredete deshalb seine ehemalige Sekretärin, die bereits Rentnerin war, uns zu unterstützen. Das gab etwas Erleichterung. Ebenso wichtig war die Schaffung von Publikationsmöglichkeiten. Das war notwendig, um alle Mitglieder der Leibniz-Sozietät an den wissenschaftlichen Aktivitäten teilhaben zu lassen sowie öffentliche Institutionen auf uns aufmerksam zu machen. Viele Vorstandssitzungen waren erforderlich, bis endlich der immer wieder von Prof. Wolfdietrich Hartung vorgebrachten Vorschlag, „Leibniz Online“ zu installieren, realisiert wurde. Die jetzige Zusammensetzung von Wissenschaftlern aus Ost und West empfinde ich als einen Gewinn für die wissenschaftliche Arbeit, aber auch als einen Beitrag auf dem Weg zur Einheit Deutschlands. Ich wünsche deshalb in diesem Sinne unserem jetzigen Präsidenten, Prof. Rainer E. Zimmermann, viel Erfolg.

In der Wendezeit wurde ich auch ins Konzil der Humboldt-Universität gewählt und anschließend zum stellvertretenden Vorsitzenden der Zentralen Personalstrukturkommission (ZPSK) [4]. Sie war aus je vier Professoren aus Ost und West, Vertretern der wissenschaftlichen Assistenten und des Mittelbaus der Universität sowie Studentenvertretern zusammengesetzt. Die Professoren aus der BRD wurden auf Wunsch des Rektors der Humboldt-Universität, Prof. Heinrich Fink, vom Fakultätentag gewählt. Die Professoren Michael Daxner (Rektor der Universität Oldenburg), Erwin Reisch (Präsident der Universität Stuttgart-Hohenheim) und Paul Fritsche (Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Saarbrücken) unterstützten uns in dieser schwierigen Situation mit großer Sachkenntnis und Einsatzbereitschaft. Die Forderung der Bonner Regierung, die Humboldt-Universität zu einer Ingenieurschule zu degradieren, traf uns hart. Die Universitäten von Japan und Israel unterstützten unseren Protest, da ihre Gründer Absolventen der Berliner Universität waren. Hervorzuheben ist besonders das Engagement der Studenten um den Erhalt ihrer Universität. Als Berlin mit der Mehrheit von einer Stimme zur Hauptstadt gewählt wurde, erreichte uns die Mitteilung, dass die Universi-

tät erhalten bleibt, die Wissenschaftler aus der DDR nun aber zu entlassen und durch westliche Bewerber zu ersetzen sind. Nun erarbeitete die ZPSK Vorschläge für aussichtsreiche Varianten zur Arbeit der zukünftigen Fakultäten der Universität und Vorbereitung von Evaluierungen, um begründete Belege für die Weiterbeschäftigung von DDR-Wissenschaftlern vorlegen zu können. Es war aber nicht leicht, diese Vorschläge beim Senator für Wissenschaft und Forschung, Herrn Manfred Ehrhard, in Westberlin durchzusetzen. Im Sommer 1991 stellte Prof. Michael Daxner im Kuratorium ein letztes Modell der ZPSK zur Erneuerung der Humboldt-Universität vor, dem auch der Senator lobend zustimmte. Wenige Monate später änderte er jedoch seine Meinung mit der Begründung, dass die ZPSK nicht von ihm eingesetzt sei, sondern von Vertretern der Universität gewählt wurde. Den westdeutschen Fakultätentag übersah er.

Ende 1991 setzte der Senator eine neue Berufungskommissionen ein. Danach nahm die „Erneuerung“ einen anderen Verlauf. Davon wurde auch meine Tätigkeit am Institut für Biochemie betroffen, wo ich 20 Jahre zuvor zum Professor berufen worden war. Trotz positiver Evaluierung wollte der neue Dekan, Prof. Harald Mau, mich als Rapoport-Schüler unbedingt entfernen. Auch der Einspruch des Betriebsrates wurde missachtet. Erst Proteste aus dem Ausland führten zur Zuerkennung eines „Prof. alten Rechts“. So konnte ich wichtige angefangene molekularbiologische Experimente noch beenden. Für die Promotionsarbeit zur molekularen Analyse des Pyruvatkinasegens roter Blutzellen des Menschen, erhielt meine Doktorandin Claudia Lenzner zwar den Tiburtius-Preis verliehen, die höchste Auszeichnung in Westberlin, aber keine Wissenschaftlerstelle. Sie ging nach Paris zu Prof. Axel Kahn, einem Spezialisten auf dem Gebiet der Enzymopathien roter Blutzellen. Die hochbegabte Biophysikerin Ronny Schuster, Forschungsstudentin bei mir und Hergo Holzhütter, schloss ihre Promotion ebenfalls mit Auszeichnung ab, sah für sich aber keine wissenschaftliche Perspektive und begann in Westberlin ein Medizinstudium, um praktische Ärztin zu werden. Ein weiterer promovierter begabter Biochemiker, der bei mir sein Forschungsstudium abschloss und erfolgreich als Wissenschaftler tätig war, Detlef Buckwitz, wurde Banker, und der Biophysiker Dirk Megow, dem für seine Promotionsarbeit der Humboldt-Preis verliehen wurde, nahm eine Stelle als CTA in einer Klinik an, um seine Familie ökonomisch absichern zu können. Prof. Paolo Arese, der häufig Gast bei den Berliner Erythrozyten-Symposien war, bot mir an, jährlich einen Wissenschaftler zum Studienaufenthalt zu ihm nach Italien zu schicken. Dafür war ich ihm sehr dankbar, denn dadurch konnte ich unsere Arbeiten auf dem Gebiet der Malaria intensivieren. Wir wollten aufklären; über welche Mechanismen bei der intraerythrozytären Infektion die Parasiten den oxidativen und energetischen Stoffwechsel der Wirtszelle verändern. Die Fachärztin Frau Dr. Eveline Schwarzer konnte dadurch in den nächsten Jahren ihre Habilitationsarbeit abschließen und wurde in Anerkennung ihrer Leistungen in Turin als Nachfolgerin von Prof. Arese berufen.

Kurz vor meinem 60. Geburtstag erhielt ich ein Angebot von Prof. Christian Barth, die Leitung einer Abteilung am Deutschen Institut für Ernährung in Potsdam-Rehbrücke zu übernehmen. Das war eine interessante Herausforderung. Das Institut wurde in den 1920er Jahren gegründet. Nach dem 2. Weltkrieg setzte sich Prof. Karl Lohmann auch für die Modernisierung des Ernährungsinstitutes ein. Zuvor hatte der berühmte Biochemiker, der Entdecker des ATP, als Dekan der Medizinischen Fakultät mit viel Eigeninitiative bereits die notwendige rasche Wiedereröffnung der Kliniken der Charité und die Wiederaufnahme des Medizinstudiums durchgesetzt. 1952 verließ er die Charité, um Leitungsfunktionen an der Akademie der Wissenschaften in Berlin-Buch zu übernehmen. Er hielt es für richtig, die drei getrennten Institute in Rehbrücke zu einem einheitlichen Akademieinstitut zusammenzuschließen. Ergänzend kamen eine Klinik und Produktionsanlagen zur Herstellung und Erprobung neu entwickelter Nahrungsmittel hinzu. Zeitweise leitete Prof. Lohmann auch das Ernährungsinstitut. In diesem Institut, das positiv evaluiert wurde, waren bis zur Wendezeit 800 Mitarbeiter tätig. Dadurch gab es grünes Licht zu einer Neueröffnung in einer kleineren Einrichtung mit bis zu 150 Mitarbeitern, in der jedoch alle leitenden Positionen mit Wissenschaftlern aus dem Westen Deutschlands zu besetzen waren. Prof. Barth, aus Kiel kommend, wurde zum Gründungsdirektor berufen. Eine seiner ersten Tätigkeiten war, 800 Kündigungsschreiben auszuhändigen. Das hinterließ auch bei ihm Spuren. Prof. Barth gehört zu den wenigen Leitern, die ich nach der Wende kennenlernte, die sich bewusst für eine Verständigung von Menschen aus Ost und West einsetzten, obwohl der vorgegebene Spielraum nicht sehr groß war.

Nach meiner feierlichen Verabschiedung an der Charité in Gegenwart vieler Freunde einschließlich Inge und Mitja Rapoport nahm ich meine Arbeit in Rehbrücke auf. 50% der Mittel für Gehälter, Geräte und Verbrauchsmaterialien waren aus Drittmitteln zu bestreiten. Da in meiner Abteilung keiner einen 5-Jahresvertrag hatte, blieb mir zur Antragsstellung von Forschungsmitteln nur die Industrie übrig. Das erklärt die relativ große Anzahl von Patenten, in denen ich als Erfinder ausgewiesen bin. Meine Forschungsarbeiten in Rehbrücke hatten zum Ziel, die Wechselwirkungen zwischen dem intestinalen Mikrobiom und der Dickdarmschleimhaut, insbesondere den Epithelzellen, aufzuklären. Besonders interessierte mich, welchen Effekt eine Dysbiose auf die Entstehung von Dickdarmerkrankungen und Fettsucht hat. Zur Bearbeitung dieser Thematik präparierten wir als erste resistente Stärken (RS3) als Präbiotikum aus unterschiedlichen Quellen [5]. Sie werden erst im Dickdarm bakteriell abgebaut, wobei u.a. kurzkettige Fettsäuren entstehen. Von ihnen spielt Butyrat eine essentielle Rolle im Stoffwechsel der Epithelzellen. Die Bildung von Ulzera und Kolonkarzinomen ließ sich durch RS3 verhindern. An dieser Thematik arbeitete ich auch im Ruhestand noch weiter; die Bewilligung eines Forschungsantrages der Leibniz-Sozietät beim Berliner Senat erleichterte das. 2005 trug ich Ergebnisse dieser Arbeiten auf dem Leibniz-Tag vor [6].

Um mich der interessanten Thematik der Flavonoide zuwenden zu können, mussten zunächst neue analytische Verfahren entwickelt werden, um Konzentrationen in Geweben und Organen zu erfassen, die um zwei Größenordnungen geringer sind als die bis dahin bei in-vitro Untersuchungen verwendeten Konzentrationen. Das gelang. So konnten wir neue Erkenntnisse über die Resorption von spezifischen Flavonoiden, ihre Verteilung im Organismus sowie die Ausscheidung von Endprodukten gewinnen. Weiterhin wurde es möglich, zwischen protektiven und therapeutischen Effekten, die systemisch oder bakteriell vermittelt werden, zu unterscheiden und diese Mechanismen teilweise aufzuklären [1]. Da sich mehrere Mitglieder der Leibniz-Sozietät mit Flavonoiden beschäftigten, wurde auch zu dieser Thematik ein Forschungsprojekt formuliert und vom Senat finanziell unterstützt. Die Ergebnisse wurden in Leibniz Online publiziert.

Insgesamt waren die Jahre in Rehbrücke für mich ein würdiger Abschluss meines Berufslebens. Er wurde zusammen mit meinen fleißigen, motivierten Mitarbeitern, Prof. Barth sowie Inge und Mitja Rapoport gefeiert.

Die Hoffnung, dass sich nach den politischen Veränderungen seit Ende der 1980er Jahre die Kriegsgefahr verringert, hat sich nicht erfüllt. Erschreckend ist für mich ebenfalls, dass es immer noch Wissenschaftler gibt, die sich dafür hergeben, bewusst falsche Gutachten an Konzerne zu liefern, die beispielsweise dafür genutzt werden, um hochgiftige Substanzen gewinnbringend im Agrarbereich einsetzen zu können.

Warum bringen wir es nicht fertig, ein normales Gleichgewicht des Lebens auf der Erde herzustellen und zu erhalten? Aschenputtel wurden im Märchen drei Wünsche erfüllt. Wenn mir auch drei derartige Nüsse auf den Schoß fallen sollten, wäre mein erster Wunsch: Frieden auf diesem Planeten, mein zweiter Wunsch, dass es endlich gelingt, dem Charité-Institut in der Hessischen Straße 3-4 den Namen Lohmann-Rapoport-Haus zu verleihen, und der dritte Wunsch, dass die Leibniz-Sozietät weiterhin eine erfolgreiche Entwicklung nimmt und die staatliche Unterstützung findet, die ihrer wichtigen Rolle in Wissenschaft und Gesellschaft entspricht.

## Literatur

- [1] G. Jacobasch, J. Gross, G. Dongowski: Flavonoide – ein Geschenk der Pflanzen. UNI-MED Verlag Bremen 2013, S.1-191.
- [2] G. Jacobasch: Die Entwicklung der Biochemie leitete die Periode der Medizin als Biowissenschaft ein. In: Die Humboldt-Universität Unter den Linden 1945-1990. Zeitzeugen – Einblicke – Analysen. Hrsg. W. Girnus, K. Meier. Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 249-275.
- [3] G. Jacobasch: Hereditäre Membrandefekte und Enzymopathien roter Blutzellen. In: Handbuch der Molekularen Medizin. Bd. 6: Monogen bedingte Erbkrankheiten. Hrsg. D. Ganten, K. Ruckpaul. Springer-Verlag Berlin 2000, S. 393-441.

- [4] G. Jacobasch: Stationen meines Lebens. In: Enttäuschte Hoffnungen. Hrsg. A. Hecht. Verlag am Park Berlin 2008, S. 78-102.
- [5] G. Jacobasch, G. Dongowski: Ballaststoffe/Präbiotika – Biologische Wirkungen und gesundheitsfördernde Effekte in der Prävention. In: Praxishandbuch Functional Food. Hrsg. H. F. Ebersdobler, A. H. Meyer. Behr's Verlag Hamburg 2011, S. 1-99.
- [6] G. Jacobasch: Ernährung, Kolitis und Krebsrisiko im Dickdarm. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Bd. 60, 2020, S. 239-265.

**E-Mail-Adresse des Verfassers:** [g.k.jacobasch@t-online.de](mailto:g.k.jacobasch@t-online.de)